Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 11 (1921)

Heft: 46

Artikel: Der Heilige und die Witwe

Autor: Trabold, Rudolf

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-645952

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nummer 46 — XI. Jahrgang | Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern | Bern, den 19. November 1921

Zwei Gedichte von Josef Reinhart. *)

En alte Ma.

En alte Ma, du luegsch em no,
Er mueß vory am Stäcke goh,
Weisch au, worum's so müehsam geit? —
Er hed e schwäri Burdi treit!

En alte Ma, er wott verby
Und luegt so schüch und feister dry!
Er het vill bösi Mönsche gseh:
Er traut den Auge nümme meh.

En alte Ma, so rüef em zue,
's isch um ne Blick, es Wörtli z'tue,
Er sott es hilmigs Plätzli ha,
As är im Friede stärbe cha.

Elei und alt.

Ha niemer meh und bi doch eister froh:
I cha no jede Tag der Sunne no.
Am Morge chunnt sie zuemer näbes huus
Und blybt bi mir, e ganze Tag durus.

's isch wie ne liebi Seel, wo bi mer stoht
Und lächlet, äb sie um-en Egge goht.
Bis einisch chunnt e chalti, ruchi Zyt,
Wo feistre Näbel vor der Türe lyt.

De gspürig, as i e leini bi und alt
Und's Stübli dunkt mi lär und schurig chalt,
De wär ig über jedes Sunneblickli froh:
Us liebi Menschenauge sotti's cho!

*) Dem Novemberheft des „Jugendborn" entnommen. Diese gediegene Schülerzeitschrift sollte in keiner Schweizerfamilie mit heranwachsenden Kindern fehlen. Denn sie bringt Nummer für Nummer vortreffliche Speise für Geist und Gemüt und immer in reiner künstlerischer Form. So ist die neueste Nummer der Bewegung „Für das Alter" gewidmet. Mit einem Jahresabonnement (jährlich 12 Nummern Fr. 2.40.) macht man 12 bis 16 Jährigen ein feines Weihnachtsgeschenk. Redaktion: J. Reinhart; Verlag H. R. Sauerländer, Aarau.

Der Heilige und die Witwe.

Novelle von Rudolf Trabold.

Konrad Amgiebel, der Sohn des Wollwarenhändlers, wurde nicht umsonst „Der saubere Korädli" genannt. Die Mütter priesen ihn täglich ihren Buben als ein leuchtendes Vorbild. Konrads Spielgenossen zeigten aber eher Widerwillen als Zuneigung für den sauberen Jungen, denn sie wußten nichts Rechtes mit ihm anzufangen, da er allen lärmenden Spielen abhold und in seinem Sauberkeitsgefühl alles floh, was ihm die Hände oder das Wämslein hätte beschmutzen können. So blieb Konrad schon als Knabe immer etwas abseits, und je größer er wurde, je mehr sonderte er sich von den Genossen der Jugend. Er hatte nur einen Freund, den Fritz Streubli, den mochte er wohl leiden, da dieser Knabe die Bücher über alles liebte. Konrad besaß zwar keinen übertriebenen Lerneifer, aber die Bücher waren doch etwas Sauberes, und darum hatte er sich Fritz angeschlossen.

Der Vater Amgiebel starb früh, er hinterließ der Witwe den sehr einträglichen Wollwarenhandel, und Konrad, als einziges Kind, trat nach Absolvierung der Sekundarschule in das Geschäft, um es später selbst zu übernehmen. Fritz Streubli bestand das Maturitätsexamen und bezog die Hochschule in Zürich, da er das Studium der alten Sprachen gewählt. Er blieb in seiner Freundschaft dem Jugendgenossen treu, schrieb ihm regelmäßig und oft lange Briefe, die Konrad pünktlich, doch kurz und geschäftsmäßig beantwortete. Fritz schwärmte in seinen Episteln von den alten Griechen und Römern, Konrad notierte sauber und genau seine Beobachtungen, die sich um den Wollhandel drehten und die Begebenheiten der kleinen, aber verkehrsreichen Vaterstadt. In den Ferien kam der junge Student jeweilen heim, und dann widmete ihm Konrad seine freie Zeit vollständig, hörte Fritzens Reden über alles das an, was den Geist des angehenden Gelehrten beschäftigte. Obschon Konrad die schwärmerische Begeisterung seines Freundes für die schöne Welt,

Armand Schwarz. — Im Greisenasyl.

die in Griechenland und Rom begraben lag, nicht nachfühlen konnte, nährte er doch ein kühl erwägendes Verständnis dafür in sich. Er zog besonders den praktischen Schluß: die klassischen Völker seien kluge und saubere Menschen gewesen, die mit ihrem vielen Baden und den mannigfachen Leibesübungen sich Kraft, Gesundheit und Schönheit in hohem Maße erwarben. Da er auf der Erde nichts höher schätzte, als sein eigen Ich, und sein Sauberkeitsbedürfnis sich insonderheit um seine eigene Person drehte, war es nicht verwunderlich, wenn ihn mehr und mehr der Gedanke über die Nutzanwendung der klassischen Lebensregeln beschäftigte. Aber er kam zu keinem befriedigenden Ergebnis, und sein Freund konnte ihm noch weniger nützlichen Rat geben, da dieser nichts anderes konnte, als lesen und immer wieder lesen. Er gedieh aber dabei anscheinlich ganz gut, kümmerte sich blutwenig um die Wohlfahrt seines Leibes, viel aber um die des Geistes. Konrad war niemals krank gewesen, doch eben darum meinte er, es sei seine heiligste Pflicht, alles zu tun, um das Gedeihen seines Körpers zu überwachen. Er tat jedoch nichts besonderes, da ihm die Anleitung mangelte. Seine Altersgenossen gehörten fast alle dem Turnverein an, aber ihre Art Körperpflege, mit nachfolgender Biersitzung, behagte ihm nicht. Er glaubte, es genüge ein täglicher Spaziergang, den er darum nie unterließ, es mochte noch so schlechtes Wetter sein.

Er wurde neunzehn Jahre alt und mußte sich der Rekrutenprüfung unterziehen. Der große Tag brachte ihm jedoch eine fürchterliche Enttäuschung, da er als zu schmalbrüstig und zu dünnarmig erklärt wurde, also untauglich für die Vaterlandsverteidigung. — Die Witwe Amgiebel freute sich, daß ihr Sohn keinen Militärdienst zu machen brauchte und konnte nicht verstehen, wie sich Konrad so sehr darüber grämen mochte. Es wurde ihr fast bange, als sie sehen mußte, wie er darüber in eine Art Schwermut verfiel. Konrad grübelte wirklich zwei Wochen lang stets darüber nach, was zu machen sei, denn es schien ihm, er dürfe die Sache nicht so leicht nehmen, wie die Mutter. Er wurde schlüssig, seinen Freund in Zürich aufzusuchen, tat es, und als er zurückkehrte, blickte er heiterer. Ein Spezialist für „Körperkultur", den ihm Fritz zu konsultieren geraten, hatte ihm alle schwarzen Gedanken weggewischt, seine Muskelstärkungsmethode erklärt und ihm glänzende Resultate prophezeit.

Seit jenem Tage begann Konrad ein neues Leben. Mit Baden, Duschen, Hautabreiben, Salben, Beugen, Drehen, Recken, Biegen der Glieder, erreichte er, unterstützt durch seine eiserne Ausdauer, solchen Erfolg, daß er, zu seinem Stolze, von dem Schönheitsdoktor in Zürich gebeten wurde, sich, als neuer Beweis von der Güte der Methode, dem Verein für Körperkultur vorführen zu lassen.

Daß die Sache nicht nur Einbildung war, mußte jeder sagen, der die photographischen Aufnahmen von einst und jetzt sah, die der Doktor von Konrads Körper genommen.

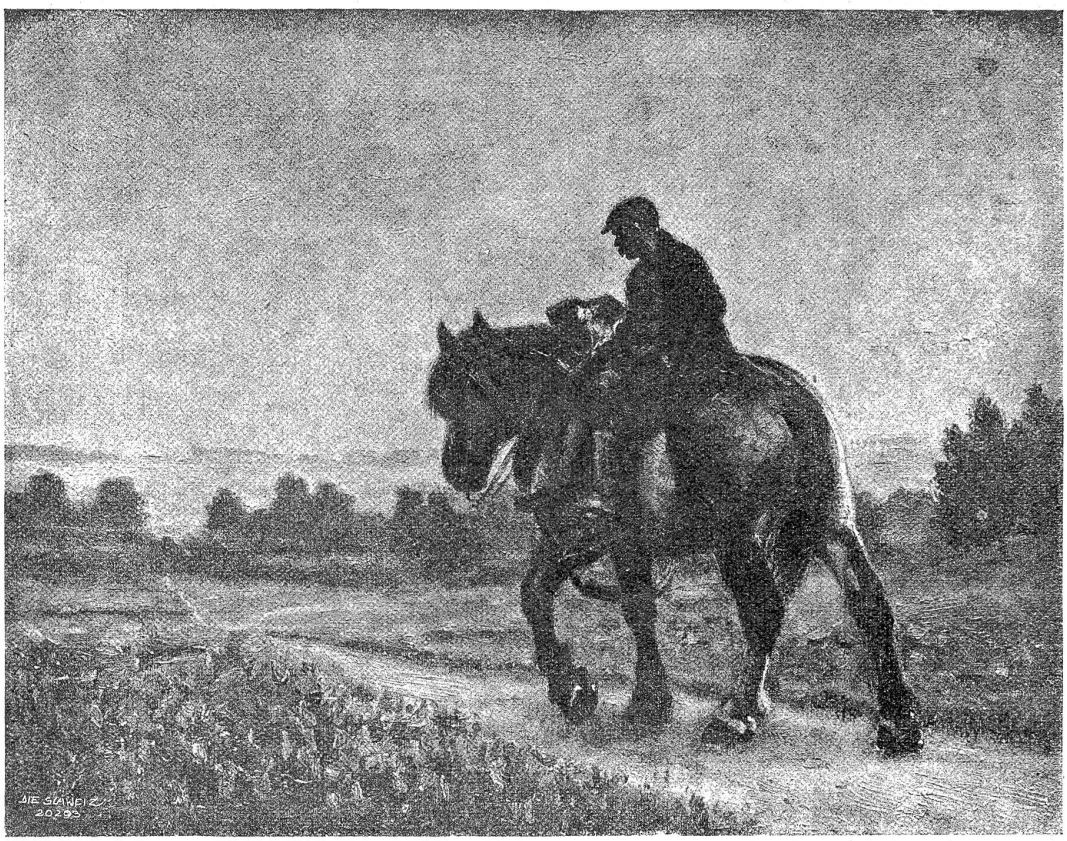
* * *

Frau Amgiebel starb, obschon noch gar nicht alt. Konrad schrieb es nur dem Umstande zu, daß sie sich einer zu bequemen Lebensweise hingegeben. Der junge Wollhändler widmete sich nun ganz seiner werten Person und gedieh prächtig dabei. Gewiß, er hatte die Mutter lieb gehabt, aber tausendmal lieber war ihm sein eigen Ich. Ihm weihte er sein ganzes Denken, neben dem Wollwarenbetrieb. Sein Geschäft vernachlässigte er nicht. Dies war ja die Quelle der Wohlhabenheit, und damit sie nicht versiege, ließ er auch ihr jene Sorge angedeihen, die ihr zukam. Mit kühler Besonnenheit lag er den Geschäftsinteressen ob, aber seinem Körper galt die Liebe, die Bewunderung, die Verehrung; nichts ging ihm über das Wohl des Leibes. Darum machte er ihm seinen Geist dienstbar; die Pflege der äußern Gestalt wurde der Kultus seiner Seele. Die Gesundheit wurde sein Gott, diesem brachte er alle Andacht dar.

Der saubere Konradli war längst ein „schöner Mann" geworden, der den Weibern in die Augen stach. Er wußte es wohl; er versäumte es auch nicht, seinen wohlgestalteten Körper in ausgesucht feine Kleider zu stecken. Es gab zwar böse Zungen, die ihn einen heillosen Gecken schalten, besonders jene Töchter, die ein Anrecht zu besitzen glaubten, seine Frau zu werden und es dennoch nicht geworden. Dies kam ihm wohl zu Ohren, ärgerte ihn weidlich, doch er sagte sich: O diese Kleinstädter und Spießer! Die jungen Burschen machten sich besonders lustig über ihn und spielten dem Sonderling manchen Schabernack. Am schwersten aber traf ihn ein Streich, den ein ehemaliger Schulkamerad aushedkte und ihn damit sozusagen unsterblich lächerlich machte. Jener einstige Schulgenosse gehörte zu den angesehensten der Jungmannschaft. Er wollte Maler werden und studierte in München; die Ferien aber verbrachte er oft in der Vaterstadt. Er war das Gegenteil Konrads und versäumte nie, den Schönen seiner Heimat gehörig zu hofieren, so lange er daheim verweilte. Als er vernahm, daß Konrad Amgiebel auf gutem Wege war, sich den Ruf eines keuschen Josefs zu erwerben, malte er ein überlebensgroßes Bild in Leimfarbe,

das wenig schmeichelhaft, aber in lustiger Entstellung eine Art Märtyrer darstellte, der die unverkennlichen Züge Konrads trug. Dieses possierliche Abbild trug in prächtigen Lettern die Ueberschrift „Kuonrat, der Heilige".

Die Burschen hängten es in einer Samstagnacht mit Lebensgefahr an kaum zugänglicher, aber gut sichtbarer Stelle des Amgiebelschen Hauses auf, als Konrad eben nach Zürich verreist war. So blieb das Heiligenbild bis zum Montag hängen und wurde von den lachenden Bürgern bewundert, bis es endlich der Hausherr, mit Aufbietung der Feuerwehr, herunterholte.



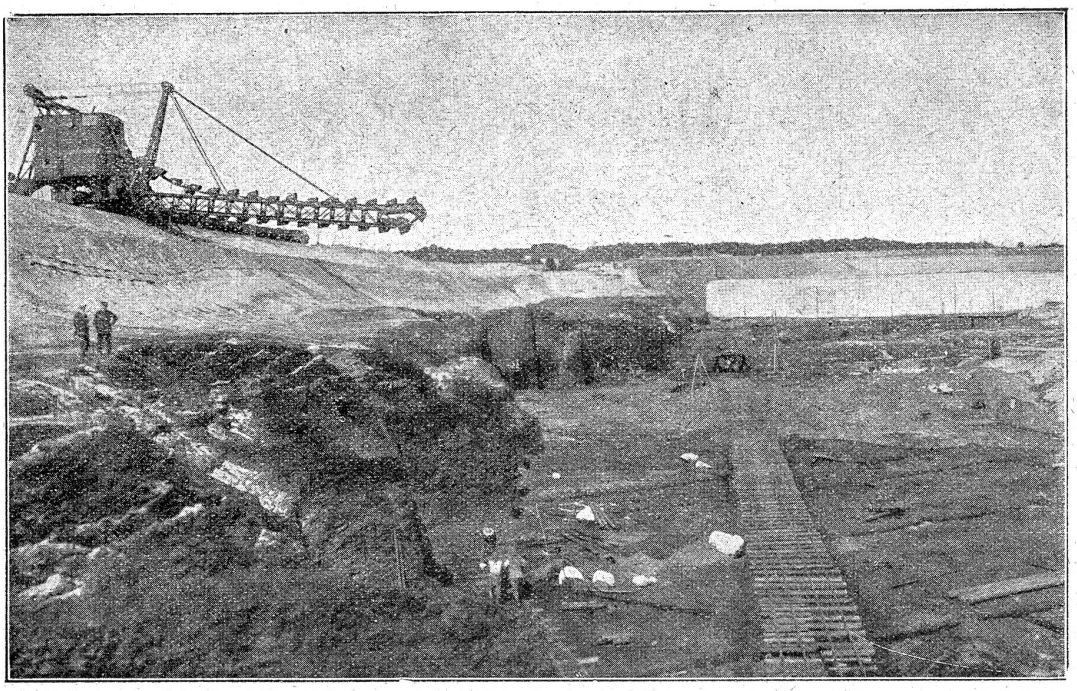
E. Ganz. — Rückkehr von der Arbeit.

Seit jenem Tage hieß Herr Amgiebel nur noch „der Heilige". Dieser Spott härmte Konrad so sehr, daß er ernstlich daran dachte, sein Geschäft zu verkaufen und dem Städtchen den Rücken zu kehren. Da ihn jedoch der einträgliche Wollhandel seiner Väter zu sehr reute, blieb er dennoch im Heimatorte und strafte die Bürger durch große Verachtung. Er lebte nur noch zurückgezogener, kleidete sich noch ausgesuchter und widmete, wenn möglich, noch mehr Sorgfalt allem, was seinen ihm wirklich allerheiligsten Körper anbetraf. Den einzigen, getreuen Freund sah er selten, da dieser in Zürich Lehrer an der Kantonsschule geworden, sich verheiratet hatte und im übrigen nur seinen Büchern lebte. So blieb Konrad allein mit sich selbst, freundlos und liebelos, hing allfort nur dem einzigen Gedanken nach: bis ins höchste Alter gesund und schön zu bleiben. Auf seinen keuschen Lebenswandel bildete er sich übrigens nicht wenig ein und schrieb seinem Freunde, dem Schönheitsdoktor in Zürich, gelegentlich lange Briefe: Ueber die Keuschheit als vornehmste Stütze der Gesundheit des Körpers und der Seele.

Konrad Amgiebel konnte sich wirklich zu den dreimal glücklichen Menschen zählen, die nie krank waren; nicht einmal Zahnweh hatte er, denn er besuchte den Zahnarzt in Zürich stets, ehe er Schmerzen verspürte. Es konnte nicht verwunderlich sein, wenn er sich als Halbgott vorkam, dem er einen Tempel bauen mußte. Seine Einkünfte und das ererbte Gut erlaubten ihm, sich vor der Stadt, wo er ein prächtiges Grundstück besaß, ein Landhaus zu bauen, um das ihn alle Bürger beneiden sollten.

Als er seinen dreißigsten Geburtstag feierte, bezog er den Tempel. Pferde, Automobile oder Dienerschaft brauchte er keine; es genügte ihm die alte Köchin und der vertraute Hausknecht. Diese hielten sein Hauswesen instand, und für den parkähnlichen Garten brauchte er keinen besonderen Pfleger, da er weder kostbare Blumen noch seltene Pflanzen zog. Die Obstbäume verlangten keine besondere Sorge, die unterhielt der Knecht, das übrige ließ man gedeihen, wie es die Natur gern wollte. Gesellschaftssäle, Fremdenzimmer, Bibliothek, Arbeitskabinett, das alles waren dem Herrn Amgiebel entbehrliche Dinge. Was er jedoch verlangte, hieß: Bad, Turnzimmer und Ankleideraum. Zu ebener Erde lagen diese Räumlichkeiten und selbstverständlich fehlte darin nichts zur andächtigen Körperkultur. Im oberen Stocke befand sich das hohe, schneeweiße Schlafgemach und das nüchterne Wohnzimmer, das zugleich als Eßraum diente, in dem er mutterseelenallein die Mahlzeiten einnahm.

Es kann niemand wundern, wenn sich um das Amgiebelsche Landhaus ein Sagenkreis wob. Aber es ging hier mit rechten Dingen zu, und sie waren so nüchterner Natur, daß sich die Neugierigen baß verwundert hätten, wenn sie das Leben des sonderbaren Heiligen hätten belauschen können, was allerdings nicht möglich war. Eines aber war öffentliches Geheimnis: Herr Amgiebel trank weder Tee noch Kaffee, das fanden besonders die alten Jungfern geradezu unerhört. Die Bierbürger ihrerseits schüttelten den Kopf darüber, daß die Mär ging, Konrad trinke weder Wein noch Bier, noch andere geistige Getränke, rauche nicht einmal. Das hatten die Neugierigen von der Köchin und dem Hausknecht vernehmen können, sonst hingegen waren die so wortkarg, daß man nichts aus ihnen herausbrachte über ihren Brotherrn. Bei sich dachten sich die beiden alten Leute aber allerlei, denn es ging ihnen nicht in den Kopf,



Ueberblick über den Tagbau einer Braunkohlengrube. Im Vordergrunde die freigelegten Kohlenflöze, links oben ein Bagger, der die über den Kohlenflözen lagernde Abraummasse entfernt.

daß der junge Herr seinen Leib mit so viel Turnen und täglich zweimaligem Baden, heiß und kalt, Sommer und Winter, kasteite.

Im Badezimmer funkelte es von Nickel, Marmor und Kristall. Der Turnsaal wie das Toilettenzimmer leuchteten und glitzerten von all den polierten und geschliffenen Geräten und Gegenständen, den hohen Spiegeln, den weißen Möbeln, den köstlich eingelegten Dielen, den weichen, teuren Teppichen und all den feinen Dingen, die der Gesundheitsmensch Konrad zu seinen Kultusübungen benötigte. Hier wandelte er vor den Spiegelwänden auf und ab, wenn er sich gebadet, gebürstet, gerieben, gesalbt und an den Turngeräten abgemüht hatte. Von allen Seiten konnte er sich betrachten und bewundern, sich zunicken, sich anlächeln, wenn er nicht zu ernst war oder verstimmt, was natürlich auch bei ihm vorzukommen pflegte.

Die Nägel der Füße waren nicht minder sorgfältig gefeilt und geglättet, wie die der tadellosen Hände. Mit feinem, duftendem Oele salbte er die Haut nach dem Bade, so daß sie weich, geschmeidig und glatt die schwellenden Muskeln überspannte. Zu jeder Jahreszeit nahm er Luft-, Licht- und Sonnenbäder; eine geräumige Terrasse lag vor der ganzen Hinterseite des Hauses. Oft stieg der Gesalbte zum Spaziergang in den Garten, einzig bekleidet mit dem dünnen, ärmellosen Wandelhemde, zur Sommers- wie zur Winterszeit, so sehr hatte er seinen Körper abgehärtet.

Konrad war kein Kunstfreund, weder Poesie, noch Musik, noch Malerei rührte seine Seele, aber den menschlichen Körper kannte er ebenso gut wie der Pferdeliebhaber das Exterieur der Vollblutrenner. Einige gute Aktstudien von Muskelmännern hingen im Turnsaale, und der Gipsabguß von Apoxyomenos stand in natürlicher Größe auf prächtigem Sockel, gleich einem Heiligenbilde, in der Vorhalle.

Würde das Glück der Menschen nur von der Gesundheit des Körpers abhängen, Herr Amgiebel hätte sicher mit keinem Menschen getauscht. Doch, je älter er wurde, je unzufriedener fühlte er sich. Als er die Vierzig erreicht, begann er sich ernstlich zu fragen, ob das Leben ihm wirklich keine größeren Freuden aufgehoben? Und er wurde sachte des Badens und all der feierlichen Gesundheitsübungen müde, so daß er oft lange vor sich herstarrend auf der Terrasse sitzen blieb und über die Bedeutung des Daseins grübelte, ohne jedoch zu einem Schlusse zu gelangen. Er war so sehr der Sklave seiner Gewohnheiten geworden, daß er keinen Ausweg fand und weiter seinen keuschen Lebenswandel führte, täglich die Wollwaren an die zahlreiche Kundsame verkaufte und mechanisch die Glieder seines tadellosen Körpers kasteite.

Da ein Unglück selten allein zu kommen pflegt, mußte Herr Konrad in der gleichen Epoche seinen getreuen Hausknecht und die alte Köchin begraben. Dies gab seinem Hauswesen einen so gewaltigen Stoß, daß darüber der Schönheits-, Gesundheits- und Keuschheitstempel in den Grundfesten erbebte und zu wanken begann. Im ganzen Städtchen kannte er keine Person, die würdig gewesen wäre, ihm die gewohnten Handreichungen zu tun. Ohne dienstbare Geister konnte er aber natürlich nicht bleiben. So mußte er denn in Zürich sich nach Köchin und Hausknecht umsehen. Der Schönheitsdoktor half ihm dabei.

(Fortsetzung folgt.)

Wie die Briketts entstehen.

Wir meinen nicht die Briketts aus Sägmehl, wie sie gelentlich bei uns fabriziert werden. Nein, die eigentliche Heimat der schwarzbraunen Kohlenwecken, die wir in den gefräßigen Mund unserer Oefen schieben, ist Deutschland. Hier, in den Rheinlanden, insbesondere um Köln herum, aber auch an der Saar, in Hannover und Sachsen und im Süden der norddeutschen Tiefebene, tritt die Braunkohle in Schichten von oft riesiger Ausdehnung zutage. Hier ist es, wo die mürbe Braunkohlenerde mit Maschinen aller Art, am häufigsten mit dem Löffelbagger (siehe Abbildung S. 550) abgebaut wird. Ein Beispiel im Kleinen von einem solchen Abbau „vor Tag" haben wir in Gondiswil vor Augen oder in den Torfmooren des Großen Mooses, wo man während des Krieges auch zum Maschinenbetrieb übergegangen ist. (Vgl. den Artikel hierüber in der „Berner Woche", Jahrg. 1920, Nr. 34.)

Die Braunkohle ist eine ältere Schwester unseres Torfes, eine jüngere der Steinkohle. In dunkler Vorzeit wogte an der Stelle, wo die deutschen Kohlenfelder liegen, das mächtige, aber seichte Nordmeer. Langsam versumpfte dieses